

HEYNE <

Das Buch

Die eigentliche Profession des Briten Douglas Adams ist das Verfassen von Kultbüchern aus der Science-fiction-Ecke. Seine spaßig-hintergründige Weltraumodyssee *Per Anhalter durch die Galaxis* hat ihm eine weltweite, treue Fangemeinde beschert. Die Expedition, die er hier zusammen mit dem Zoologen Mark Carwardine beschreibt, ist keine Fiktion, und ihr Hintergrund ist durchaus ernst: Es ist eine Reise um die ganze Welt zu den aussterbenden Tierarten unserer Erde. Aber so ernst das Thema auch ist, in Douglas Adams' spritziger Feder wird es zum vergnüglichen Lesestoff. Egal, ob es zu den letzten 20 weißen Nashörnern in Zaire geht, zu den Kakapos, den größten, dicksten und flugunfähigsten Papageien der Welt auf Neuseeland oder zu den Riesenechsen auf der Insel Komodo – diese Spezies findet Adams übrigens nicht nur des penetranten Mundgeruchs wegen gänzlich unsympathisch –, komische Situationen ergeben sich bei so einem abenteuerlichen Unternehmen zwangsläufig. Man muß sie nur erzählen. Und genau das tun Adams und Carwardine in der sicherlich ungewöhnlichsten Reportage über die bedrohten Tierarten der Erde.

Die Autoren

Douglas Adams wurde 1952 in Cambridge, England, geboren. Der Durchbruch gelang ihm 1977, als die BBC seine mehrteilige Hörspielserie *Per Anhalter durch die Galaxis* produzierte. Hör- und Fernsehspiel, vor allem aber die fünf Romane wurden zu einem Welterfolg und erreichten Kultstatus. Douglas Adams starb am 11. Mai 2001 in Santa Monica an den Folgen eines Herzinfarkts.

Im Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Per Anhalter durch die Galaxis, Das Restaurant am Ende des Universums, Das Leben, das Universum und der Rest, Macht's gut und danke für den Fisch, Einmal Rupert und Zurück, Der tiefere Sinn des Lebens. Das Wörterbuch der bisher unbekanntesten Gegenstände und Gefühle (mit John Lloyd und Sven Böttcher), Der elektrische Mönch, Der lange dunkle Fünfuhrtee der Seele

Mark Carwardine, ein international bekannter Zoologe, hat für den World Wildlife Fund (WWF) gearbeitet und bereits mehrere Sachbücher veröffentlicht.

DOUGLAS ADAMS
& MARK CARWARDINE

DIE LETZTEN IHRER ART

*Eine Reise
zu den aussterbenden
Tieren unserer Erde*

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
LAST CHANCE TO SEE...

Aus dem Englischen übersetzt von Sven Böttcher
Erschienen 1990 bei William Heinemann Ltd., London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

33. Auflage

Copyright © Serious Productions Limited and Mark Carwardine, 1990
Copyright © der deutschen Ausgabe 1991 by Rogner & Bernhard, Hamburg

Wilhelm Heyne Verlag München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012

Umschlagillustration: FOCUS/Joe Azel/Contact, Hamburg

Innenillustrationen: Archiv der Autoren
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-06115-6

Für Alain le Garsmeur

*Mit besonderem Dank an
Sue Freestone und Lisa Glass
fürs Lektorieren, für ihre Nachforschungen
und dafür, daß sie da waren*

Inhalt

Zweig-Technologie	9
Hier Hühner	18
Ein Pillenschachtel-Hütchen aus Leopardenfell	69
Herzklopfen in der Nacht	134
Blinde Panik	181
Selten oder selten selten?	224
Vom Stochern in der Asche	257
Marks letztes Wort . . .	261
Dank	269

Zweig-Technologie

Das hier ist ganz und gar nicht, was ich erwartet hatte. 1985 hatte man mich aufgrund einer Art journalistischen Versehens mit Mark Carwardine nach Madagaskar geschickt, um dort nach einer so gut wie ausgestorbenen Lemurenart zu suchen, dem sogenannten Aye-Aye. Wir drei waren uns vorher nie begegnet. Ich kannte Mark nicht, und ein Aye-Aye hatte – kein Wunder – auch seit Jahren niemand zu Gesicht bekommen.

Die Idee, uns alle so überstürzt ins gleiche Boot zu werfen, stammte von der Magazinbeilage des *Observer*. Mark ist ein ungemein erfahrener und bewandeter Zoologe, der damals für den World Wildlife Fund arbeitete und dessen Aufgabe im wesentlichen darin bestand, von allem eine Ahnung zu haben. Meine Aufgabe – eine, für die ich absolut qualifiziert bin – bestand darin, ein ungemein unwissender Nicht-Zoologe zu sein, für den alles wie aus heiterem Himmel zu kommen hatte. Das Aye-Aye hingegen mußte nur tun, was die Aye-Ayes seit Millionen von Jahren tun – auf einem Baum sitzen und sich verstecken.

Das Aye-Aye ist ein nachtaktiver Lemur, sieht ausgesprochen merkwürdig aus und scheint aus Teilen anderer Tiere zusammengesetzt zu sein. Es erinnert ein bißchen an eine große Katze mit Fledermausohren, Biberzähnen, einem straußenfederähnlichen Schwanz, einem knorrigen, astähnlichen Ringfinger und riesigen Augen, die an einem vorbei in

eine Welt zu spähen scheinen, die lediglich jenseits der linken Schulter des Betrachters existiert.

Wie praktisch alle Lebewesen auf Madagaskar kommt das Aye-Aye sonst nirgends auf der Welt vor. Sein Ursprung reicht zurück in jene Zeit der Weltgeschichte, als Madagaskar noch Teil des afrikanischen Kontinents war (der seinerseits noch Teil des gigantischen Superkontinents Gondwana war), eine Zeit, zu der die Vorfahren der madagassischen Lemuren die auf der ganzen Welt dominierende Primatenart waren. Als Madagaskar in den Indischen Ozean abdriftete, wurde es von den evolutionären Entwicklungen der anderen Erdteile abgeschnitten. Es ist ein Rettungsfloß aus einer anderen Zeit. Heutzutage gleicht es einem zierlichen, zerbrechlichen, von allem losgelösten Planeten.

Die entscheidende Entwicklung, die an Madagaskar vorbeiging, war das Auftreten der Affen. Sie stammten zwar von den gleichen Vorfahren wie die Lemuren ab, verfügten jedoch über größere Gehirne und waren aggressive Widersacher im Kampf um denselben Lebensraum. Während die Makis sich damit begnügt hatten, in den Bäumen herumzuhängen und sich wohl zu fühlen, waren die Affen ehrgeizig und interessierten sich für alles mögliche, vor allem für Zweige. Wie sie nach kurzer Zeit herausfanden, konnten sie damit Dinge tun, die sie allein nicht fertigbrachten – nach Sachen buddeln, in Sachen herumstochern, auf Sachen herumhauen. Die Affen übernahmen die Erde, und der Lemuren-Zweig der Primatenfamilie starb überall aus – nur auf Madagaskar nicht, das für Millionen Jahre von Affen verschont blieb.

Vor fünfzehnhundert Jahren kamen die Affen dann aber schließlich doch auf Madagaskar an oder, besser gesagt, kamen deren Nachfahren auf Madagaskar an – wir. Dank erstaunlicher Weiterentwicklungen auf dem Gebiet der Zweig-Technologie erreichten wir die Insel mit Kanus, spä-

ter mit Booten und schließlich mit Flugzeugen und nahmen den Kampf um den Lebensraum ein weiteres Mal auf, diesmal allerdings mit Feuer und Macheten, mit Haustieren, Asphalt und Beton. Und wieder kämpfen die Lemuren ums Überleben.

Meine Maschine voller Affennachfahren landete auf dem Flughafen von Antananarivo. Dort traf ich zum erstenmal mit Mark zusammen, der schon vorausgeflogen war, um die Expedition vorzubereiten, und mich sofort über den Stand der Dinge aufklärte.

»Alles ist schiefgelaufen«, sagte er.

Er war schlank, braun, wortkarg und hatte leichte nervöse Zuckungen. Er erklärte mir, er sei normalerweise bloß schlank, braun und wortkarg, aber die Ereignisse der letzten Tage seien ihm ziemlich an die Nieren gegangen. Wenigstens *versuchte* er, mir das zu erklären. Seine Stimme, krächzte er, habe er wegen des dauernden Herumschreiens leider auch verloren.

»Ich hätte dich beinahe per Telex abbestellt«, sagte er. »Die ganze Geschichte ist ein Alptraum. Ich bin jetzt seit fünf Tagen hier und warte noch immer darauf, daß überhaupt irgendwas klappt. Der Botschafter in Brüssel hat mir zugesagt, daß der Landwirtschaftsminister uns zwei Landrover und einen Hubschrauber zur Verfügung stellen würde. Jetzt stellt sich heraus, daß sie leider nur ein Moped haben, und das ist kaputt.

Außerdem hat mir der Botschafter versichert, wir könnten direkt in den Norden rauffahren, nur stellt sich jetzt plötzlich heraus, daß die Straße unpassierbar ist, weil sie von den Chinesen neu gebaut wird, was man uns natürlich nicht mitteilen mußte. Und frag mich nicht, was das ›plötzlich‹ bedeuten soll, denn wie es aussieht, sind die Jungs schon seit zehn Jahren dabei.

Ich hab's trotzdem geschafft, ein paar Sachen auf die

Beine zu stellen, aber wir müssen sofort los«, fügte er hinzu. »Die Maschine ins Dschungelgebiet startet in zwei Stunden, und wir müssen mit. Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es gerade noch, dein überflüssiges Gepäck im Hotel abzuladen. Äh, irgendwas davon ist doch hoffentlich überflüssig?«

Besorgt betrachtete er zuerst den Kofferberg, den ich hinter mir herzerzte, und dann, mit wachsender Panik, die mit Nikon-Kameras, Objektiven und Stativen gefüllten Kisten, die Alain le Garsmeur, unser Fotograf auf dieser Reise, gerade in den Kleinbus verfrachtete.

»Ach, da fällt mir ein . . .«, sagte er. »Ich hab eben rausbekommen, daß wir wahrscheinlich keine Erlaubnis zur Ausfuhr von Filmmaterial bekommen werden.«

Einigermaßen benommen bestieg ich den Kleinbus. Nach dem dreizehnstündigen Flug von Paris hatte ich mich auf eine Dusche, eine Rasur und eine Mütze voll Schlaf gefreut, um dann am nächsten milden Morgen bei einer Tasse Tee allmählich zu versuchen, Madagaskar auf der Landkarte zu entdecken. Ich versuchte mich zusammenzureißen und die ganze Sache geistig in den Griff zu bekommen. Plötzlich hatte ich nicht mehr den blassesten Schimmer, was ich, Autor spaßiger Science-Fiction-Abenteuer, hier eigentlich machte. Ich blinzelte in die grelle Tropensonne und fragte mich, was in aller Welt Mark von mir erwartete. Er wieselte durch die Gegend, gab einem Gepäckträger ein Trinkgeld, erklärte einem anderen sehr geduldig, daß er bisher genau genommen noch keinen unserer Koffer weggetragen habe, führte tiefeschürfende Verhandlungen mit dem Fahrer und brachte allmählich etwas wie Ordnung in das Chaos.

Madagaskar, dachte ich. Aye-Aye, dachte ich. Ein so gut wie ausgestorbener Lemur. In zwei Stunden Aufbruch in den Dschungel. Noch nie war es mir so wichtig gewesen, aufgeweckt und geistreich zu klingen.

»Äh, glaubst du eigentlich, daß wir dieses Tier wirklich zu

Gesicht bekommen werden?« fragte ich Mark, während er einstieg und die Tür hinter sich zuwarf. Er grinste.

»Tja, der Brüsseler Botschafter meinte, wir hätten nicht den Hauch einer Chance«, sagte er, »also sieht es vielleicht gar nicht so schlecht aus. Willkommen«, fügte er hinzu, während wir mit dem Schlaglochslalom in Richtung Innenstadt begannen, »auf Madagaskar.«

Antananarivo wird »Tananarive« ausgesprochen und wurde während der letzten hundert Jahre meistens auch genauso geschrieben. Als die Franzosen Madagaskar gegen Ende des letzten Jahrhunderts übernahmen (kolonialisierten wäre wohl eine zu nette Umschreibung für das Einmarschieren in ein Land, das, bis die Franzosen plötzlich von der Wanderlust gepackt wurden, ganz gut allein klargekommen war), zeigten sie kein übermäßiges Verständnis für die merkwürdige Angewohnheit der Madagassen, die Anfangs- und Endsilben von Ortsnamen einfach unter den Tisch fallen zu lassen. In ihrer rationalen gallischen Art beschlossen sie also, daß man die Namen ja wohl verdammt noch mal genauso schreiben konnte, wie sie ausgesprochen wurden. Das ist ungefähr so, als würde jemand nach England kommen und uns erzählen, von heute an sollten wir statt Leicester »Lester« schreiben und das auch noch gut finden. Man könnte uns vielleicht zu einer derartigen Schreibweise zwingen, aber gefallen würde es uns nicht – genausowenig wie den Madagassen. Nachdem es ihnen in den siebziger Jahren gelungen war, sich von der französischen Herrschaft zu befreien, führten sie die alten Schreibweisen sofort wieder ein und behielten nur die Kochkünste und die Verwaltung weiter bei.

Es gehört zu meinen eher eigenartigen Lebenserfahrungen, daß mich Verleger infolge einer Idee, die mir als abgebrann-

ter, auf Feldern und in Telefonzellen schlafender Anhalter gekommen war, heute auf teure Lesereisen rund um den Globus schicken und mich in Hotelzimmer stecken, in denen man erst mal einen Haufen Türen öffnen muß, bevor man das Bett findet. Zufällig hatte ich gerade eine solche Tour durch die USA hinter mir, und so reagierte ich, als ich mich jetzt auf dem Betonboden einer spinnenverseuchten Hütte mitten im Dschungel wiederfand – merkwürdig, aber wahr –, mit grenzenloser Erleichterung. Die Wochen sinnbetäubenden American-Express-Lebens fielen von mir ab wie Schlamm unter der Dusche, und ich konnte mich zurücklehnen und dem Genuß hingeben, es auf wunderbare, gelassene, scheußliche Art unbequem zu haben. Mark entging das offenbar, denn als er mir meine Schlafstelle auf dem Boden zeigte, war er anfangs ziemlich besorgt – »Äh, wird das gehen? Eigentlich sollten hier Matratzen liegen... mmh, sollen wir dir den Beton ein bißchen aufschütteln?« –, und ich mußte immer wieder sagen: »Das verstehst du nicht. Das hier ist toll, es ist herrlich. Darauf hab ich mich seit Wochen gefreut.«

In Wirklichkeit konnten wir uns natürlich nicht zurücklehnen. Das Aye-Aye ist ein nachtaktives Tier und trifft keine Verabredungen bei Tageslicht. Die wenigen Aye-Ayes, von deren Existenz man 1985 wußte, fand man (obwohl man sie normalerweise nicht findet) auf einer an der nordöstlichen Küste von Madagaskar gelegenen kleinen, idyllischen Regenwaldinsel namens Nosy Mangabé, auf die man die Aye-Ayes zwanzig Jahre zuvor umgesiedelt hatte. Es war ihr letzter Zufluchtsort, und hätte Mark uns nicht eine Sondergenehmigung der Regierung besorgt, hätten wir die Insel genausowenig betreten können wie jeder andere. Dort stand unsere Hütte, und dort droschen wir uns Nacht um Nacht, bewaffnet mit kleinen, schwachen Taschenlampen (die großen, stärkeren, die wir mitgebracht hatten, be-

fanden sich unter dem »unnützen« Gepäck, das wir im Antananarivo Hilton abgeladen hatten), bei sintflutartigen Regenfällen einen Weg durch den Regenwald, bis . . . wir das Aye-Aye fanden.

Das war das Außergewöhnliche. Wir fanden dieses Geschöpf nämlich wirklich. Wir bekamen es zwar nur für ein paar Sekunden zu Gesicht, als es einige Meter über unseren Köpfen langsam über einen Ast kroch und mit gleichgültigem Unverständnis durch den Regen auf die merkwürdigen Wesen dort unten heruntersah, aber trotzdem war das einer jener Augenblicke, die einen restlos und nachhaltig durcheinanderbringen.

Warum?

Weil ich, wie mir später aufging, ein Affe war, der einen Lemur anstarrte.

Indem wir mit einer 747 von New York und Paris nach Antananarivo und in einer alten Propellermaschine nach Diégo-Suarez geflogen und in einem noch älteren Laster zum Hafen von Maroantsetra gefahren waren, in einem Boot, das so alt und baufällig war, daß man es kaum mehr von Treibholz unterscheiden konnte, nach Nosy Mangabé übergesetzt hatten und schließlich nachts durch den uralten Regenwald gewandert waren, hatten wir sozusagen eine Zeitreise durch alle zurückliegenden Stufen unserer Zweig-Technologie-Forschungen unternommen, bis hin zu jener Umgebung, aus der wir die Lemuren ursprünglich vertrieben hatten. Und dort oben saß einer der letzten Überlebenden dieser Art und betrachtete mich mit, wie ich es nennen würde, gleichgültigem Unverständnis.

Am nächsten Tag saßen Mark und ich in der Morgensonne auf den Stufen vor der Hütte, machten uns Notizen und diskutierten Einfälle für den Artikel, den ich für den *Observer* über die Expedition schreiben sollte. Mark erklärte mir die Geschichte der Lemuren bis ins Detail, und

ich sagte ihm, darin liege für mich eine gewisse Ironie. Für die Lemuren war Madagaskar ein Affen-freier, von Afrika abgetrennter Zufluchtsort gewesen, und jetzt mußte Nosy Mangabé als Affen-freier, von Madagaskar abgetrennter Zufluchtsort dienen. Die Zufluchtsorte wurden immer kleiner, und nun saßen die Affen auch schon auf diesem herum und machten sich Notizen darüber.

»Der Unterschied«, sagte Mark, »besteht darin, daß der erste Affen-freie Zufluchtsort zufällig entstanden ist. Der zweite wurde von den Affen selbst eingerichtet.«

»Folglich muß man wohl fairerweise einräumen, daß die Zunahme unserer Intelligenz uns nicht nur größere Macht, sondern auch ein größeres Verständnis für die Auswirkungen dieser Macht verliehen hat. Dadurch haben wir die Fähigkeit erworben, unsere Umgebung zu beherrschen und darüber hinaus auch uns selbst.«

»Tja, bis zu einem gewissen Grad schon«, sagte Mark. »Bis zu einem gewissen Grad. Im Moment leben auf Madagaskar einundzwanzig Lemurenarten, von denen das Aye-Aye als die seltenste gilt, also mit anderen Worten am dichtesten vor dem Aussterben steht. Vor einiger Zeit waren es noch über vierzig Arten. Gut die Hälfte ist ausgestorben. Und das sind nur die Makis. Praktisch alles, was hier im Regenwald von Madagaskar lebt, existiert sonst nirgendwo auf der Welt – und ist nur ein Zehntel von dem, was mal da war. Und das ist nur Madagaskar. Warst du mal auf dem afrikanischen Festland?«

»Nein.«

»Eine Art nach der anderen verabschiedet sich. Und zwar von den Hauptarten. Es gibt nur noch knapp zwanzig weiße Nashörner, und um die ist ein erbitterter Kampf mit den Wilderern ausgebrochen. Die leben in Zaire. Oder nimm die Berggorillas – obwohl sie zu den engsten lebenden Verwandten des Menschen gehören, haben wir sie in diesem

Jahrhundert fast vollständig ausgerottet. Aber das passiert überall, auf der ganzen Welt. Hast du schon mal was vom Kakapo gehört?«

»Vom was?«

»Vom Kakapo. Das ist der größte, dickste und flugunfähigste Papagei der Welt. Lebt in Neuseeland. Ist der seltsamste Vogel, den ich kenne, und wird wahrscheinlich genauso berühmt wie der Dodo, falls er ausstirbt.«

»Wie viele gibt's denn noch von denen?«

»Vierzig, Tendenz fallend. Kennst du den Yangtse-Delphin?«

»Nein.«

»Die Drachenechse von Komodo? Den Rodrigues-Flederhund?«

»Moment mal, Moment mal«, sagte ich. Ich ging in die Hütte, wühlte in den Ameisen herum und zog eine der meistgerühmten Errungenschaften des Affen heraus. Diese Errungenschaft bestand aus einem Haufen zu Brei gestampfter und anschließend zu Zetteln plattgeklopfter Zweige, die von etwas zusammengehalten wurden, das vorher eine Kuh zusammengehalten hatte. Ich nahm meinen Terminkalender mit nach draußen und blätterte ihn durch, während die Sonnenstrahlen durch die Bäume hinter mir fielen, in denen einige der Raufbolde unter den Lemuren sich irgendwas zugrölten.

»Tja«, sagte ich und nahm wieder auf der Stufe Platz. »Ich muß zwar noch ein paar Romane schreiben, aber, äh, hast du 1988 schon was vor?«

Hier Hühner

Das erste Tier, nach dem wir uns drei Jahre später auf die Suche machten, war die Drachenechse von Komodo. Wie bei den meisten Tieren, die wir uns ansehen wollten, handelte es sich dabei um ein Tier, über das ich nur sehr wenig wußte. Und das wenige, wovon ich wußte, war nicht gerade liebenswert.

Sie sind Menschenfresser. Das ist an sich noch nicht so schlimm. Auch Löwen und Tiger sind Menschenfresser, und obwohl wir ihnen gegenüber höchst mißtrauisch sind und sie mit ängstlichem Respekt behandeln, bewundern wir sie doch instinktiv. Wir wollen zwar nicht von ihnen gefressen werden, aber die Idee als solche verübeln wir ihnen nicht. Was vermutlich daran liegt, daß wir wie sie Säugetiere sind. Es scheint hier so etwas wie ein erkonservatives Vorurteil gegenüber anderen Arten am Werk zu sein: ein Löwe ist einer von uns, aber eine Echse nicht. Das gleiche gilt übrigens auch für Fische und erklärt unsere wahnwitzige Angst vor Haien.

Außerdem sind die Echsen von Komodo groß. Sehr groß. Zur Zeit lebt eine auf Komodo, die fast vier Meter lang und im Stehen knapp einen Meter hoch ist, was einem unwillkürlich als völlig unpassende Größe für eine Echse erscheint, vor allem, wenn sie ein Menschenfresser ist und man beabsichtigt, sich auf derselben Insel wie sie aufzuhalten.

Obwohl sie Menschenfresser sind, fressen sie nur selten

Menschen, sondern ernähren sich größtenteils von Ziegen, Schweinen, Wild und ähnlichen Tieren, die sie jedoch nur töten, wenn sie nichts bereits Totes finden, weil sie im Grunde ihres Herzens Aasfresser sind. Sie mögen ihr Fleisch am liebsten verdorben und stinkend. Wir mögen unser Fleisch am liebsten anders und neigen dazu, Viechern mit solchen Geschmacksvorstellungen nicht über den Weg zu trauen. Was diese Echsen anging, traute ich ihnen überhaupt nicht über den Weg.

Mark hatte während der vergangenen drei Jahre viel Zeit damit zugebracht, unsere bevorstehenden Expeditionen zu planen, zu recherchieren, Briefe zu schreiben, zu telefonieren und vor allem Naturforschern zu telexen, die sich in den entlegensten Teilen der Welt aufhielten, sowie Reiserouten zu erarbeiten, Empfehlungen und Karten zu beschaffen. Außerdem hatte er sämtliche Visa, Flüge, Schiffspassagen und Unterkünfte organisiert und sie zu guter Letzt noch einmal von vorn organisieren müssen, als sich herausstellte, daß ich mit meinen beiden Romanen nicht fristgerecht fertig würde.

Schließlich war auch das erledigt. Ich ließ mein Haus in der Obhut von Bauarbeitern zurück, die behaupteten, nur noch drei Wochen daran arbeiten zu müssen, und machte mich auf den Weg, meine letzte Verpflichtung zu erfüllen – eine Lesereise durch Australien. Wenn Leute sich über Talkshows im Rundfunk oder Fernsehen beschwerten, bei denen sich Autoren über ihr neuestes Werk verbreiten, kann ich das sehr gut nachfühlen. Andererseits schaffen uns solche Auftritte außer Haus und bewahren unsere Familien davor, sich das Gelaber über unser neuestes Werk anhören zu müssen.

Nachdem auch das überstanden war, konnten wir uns endlich auf die Suche nach den Riesenechsen machen.

Wir trafen uns in einem Hotelzimmer in Melbourne und

inspizierten die Ausrüstung für unsere Expedition. »Wir«, das waren Mark, ich und Gaynor Shutte, eine Rundfunkjournalistin, die unsere Großtaten für die BBC mitschneiden wollte. Unsere Ausrüstung bestand aus einem gewaltigen Haufen von Kameras, Kassettenrecordern, Zelten, Schlafsäcken, Notapotheken, Moskitonetzen, unidentifizierbaren Gegenständen aus Zeltstoff und Nylon mit Metallösen und Plastikhaken, Regenkutteln, Stiefeln, Fackeln und einem Kricketschläger.

Keiner von uns wollte zugeben, den Kricketschläger mitgebracht zu haben. Uns war vollkommen schleierhaft, was er zwischen den anderen Sachen zu suchen hatte. Wir riefen beim Zimmerservice an und baten, man möge uns ein paar Dosen Bier hochbringen und den Kricketschläger wegschaffen, aber niemand wollte ihn haben. Der Zimmerkellner meinte, falls wir uns wirklich auf die Suche nach einer menschenfressenden Echse machen wollten, wäre ein Kricketschläger doch ein ziemlich praktischer Begleiter.

»Wenn ein Drache mit fünfzig Stundenkilometern und schnappendem Kiefer auf Sie zukommt, können Sie ihn so immer noch mit einem Befreiungsschlag durch die Deckung dreschen«, sagte er, stellte das Bier ab und verschwand.

Wir versteckten den Kricketschläger unter dem Bett, öffneten die Bierflaschen und ließen uns von Mark erklären, was auf uns zukommen würde.

»Seit Jahrhunderten«, sagte er, »erzählt man sich in China Geschichten von großen, schuppigen, feuerspeienden Ungeheuern, nur hielt man sie früher für Mythen und schrullige Phantasiegebilde. Die alten Seefahrer haben von ihnen berichtet und ›Hier Drachen‹ auf ihre Karten geschrieben, wenn sie Land entdeckten, das ihnen schon von weitem nicht geheuer war.

Dann, zu Beginn dieses Jahrhunderts, unternahm ein holländischer Flugpionier den Versuch, von Insel zu Insel über

den indonesischen Archipel nach Australien zu hüpfen, bekam dabei Probleme mit dem Motor und mußte auf einer kleinen Insel namens Komodo notlanden. Im Gegensatz zu seiner Maschine überstand er den Absturz unbeschadet.

Er suchte nach Wasser. Bei dieser Suche stieß er am Strand auf eine seltsame breite Spur, folgte ihr und sah sich plötzlich einem Ding gegenüber, dessen Anblick ihm ganz und gar nicht geheuer war. Nämlich einem großen, schuppigen, menschenfressenden, gute dreieinhalb Meter langen Ungeheuer. Und was er da anstarrte, ist, wonach wir suchen werden – der Komodo-Waran oder die Drachenechse von Komodo.«

»Hat er überlebt?« fragte ich ohne Umschweife.

»Ja, hat er, im Gegensatz zu seinem Ruf. Er schlug sich drei Monate lang durch und wurde dann gerettet. Aber als er nach Hause kam, hielten ihn alle für verrückt und glaubten ihm kein Wort.«

»Dann gehen also die chinesischen Drachenlegenden auf die Komodo-Warane zurück?«

»Tja, so genau kann man das natürlich nicht sagen. Ich zumindest nicht. Aber einiges spricht dafür. Die Echse ist ein Lebewesen mit Schuppen, sie ist ein Menschenfresser, und obwohl sie nicht gerade Feuer speit, hat sie von allen uns bekannten Lebewesen den mit Abstand übelsten Mundgeruch. Und es gibt noch etwas, was ihr über die Insel wissen solltet.«

»Was?«

»Nimm dir erst noch ein Bier.«

Ich nahm mir noch ein Bier.

»Auf Komodo«, sagte Mark, »gibt es pro Quadratmeter Boden mehr Giftschlangen als in jedem vergleichbaren Gebiet auf Erden.«